
Therese von Lisieux

Eine Liebende am Tisch der Ungläubigen

Theo Paul / Osnabrück

„Ich erfreute mich damals eines so lebendigen, so klaren *Glaubens*, daß der Gedanke an den Himmel mein ganzes Glück ausmachte, ich konnte mir nicht vorstellen, daß es Gottlose gäbe, die keinen Glauben haben. Ich meinte, sie sprächen gegen ihre bessere Erkenntnis, wenn sie die Existenz des Himmels leugneten, des schönen Himmels, wo Gott Selbst ihr ewiger Lohn sein möchte. In den so fröhlichen Tagen der Osterzeit ließ Jesus mich fühlen, daß es tatsächlich Seelen gibt, die den Glauben nicht haben, die durch den Mißbrauch der Gnaden diesen kostbaren Schatz verlieren, Quell der einzig reinen und wahren Freuden. Er ließ zu, daß dichteste Finsternisse in meine Seele eindringen und der mir so süße Gedanke an den Himmel bloß noch ein Anlaß zu Kampf und Qual war ... Diese Prüfung sollte nicht nur ein paar Tage, ein paar Wochen dauern, sie sollte erst zu der vom Lieben Gott bestimmten Stunde erlöschen und ... diese Stunde ist noch nicht gekommen ... Gerne wollte ich ausdrücken, was ich fühle, aber ach! es erscheint mir unmöglich. Man muß durch diesen dunkeln Tunnel gewandert sein, um zu wissen, wie finster er ist. Ich will immerhin versuchen, es mit einem Vergleich zu erklären.

Gesetzt, ich sei in einem von dichtem Nebel überlagerten Land geboren, noch niemals schaute ich den lachenden Anblick der Natur, überflutet, verklärt von strahlendem Sonnenschein; seit meiner Kindheit höre ich allerdings von diesen Wunderdingen reden, ich weiß, das Land, wo ich weile, ist nicht meine Heimat, es gibt ein anderes, dem ich unaufhörlich zustreben soll. Keiner der Bewohner des trübseligen Landes, wo ich weile, hat diese Geschichte erfunden, es ist untrügliche Wirklichkeit, denn der König der Heimat mit der strahlenden Sonne ist gekommen, um 33 Jahre im Land der Finsternis zu leben; ach! die Finsternis hat nicht begriffen, daß dieser Göttliche König das Licht der Welt war ... Dein Kind aber, o Herr, hat dein göttliches Licht erkannt, es bittet dich um Verzeihung für seine Brüder, es ist bereit, das Brot der Schmerzen zu essen, solange du es willst, und es will sich von diesem mit Bitternis beladenen Tisch, an dem die armen Sünder essen, nicht mehr erheben vor dem durch dich bezeichneten Tag ... Darf es daher nicht auch in seinem Namen, im Namen seiner Brüder sprechen: *Erbarme dich unser, Herr, denn wir sind arme Sünder!* ... Oh! Herr, entlasse uns gerechtfertigt ... Mögen doch alle, die von der Fackel des Glaubens nicht er-

leuchtet werden, endlich ihren Lichtschein erblicken ... o Jesus, wenn es nötig ist, daß der von ihnen besudelte Tisch durch eine dich liebende Seele gereinigt werde, so will ich gern das Brot der Prüfung einsam essen, bis es dir gefällt, mich in dein lichtet Reich einzuführen. Die einzige Gnade, die ich von dir erbitte, ist, dich nie zu beleidigen! ...

Meine vielgeliebte Mutter, was ich Ihnen schreibe, hat keinen Faden; meine kleine Geschichte, die einem Märchen glich, hat sich unversehens in ein Gebet verwandelt, ... (...) Ich will ... meinen kleinen Vergleich an dem Punkt fortsetzen, wo ich ihn stehen ließ. Ich sagte, die Gewißheit, einst von dem traurigen und finsternen Land weit wegzuziehen, war mir von Kindheit an geschenkt worden; nicht nur glaubte ich es auf das hin, was ich weisere Menschen als mich sagen hörte, sondern auch im Innersten meines Herzens verspürte ich die Sehnsucht nach einer schöneren Gegend. So wie das Genie des Christoph Kolumbus ihn die Existenz einer neuen Welt ahnen ließ, als noch niemand sonst daran dachte, so fühlte ich, daß eines Tages eine andere Erde mir als dauernde Wohnstätte dienen sollte. Doch plötzlich verdichteten sich die Nebel um mich her, sie dringen in meine Seele ein und umhüllen sie derart, daß ich in ihr das liebliche Bild meiner Heimat nicht mehr wiederzufinden vermag, alles ist verschwunden! Suche ich Ruhe für mein durch all die Finsternis ringsum ermattetes Herz in der Erinnerung an das lichtvolle Land, nach dem ich mich sehne, so verdoppelt sich meine Qual; die Stimme der Sünder annehmend, scheint die Finsternis mich zu verhöhnen und mir zuzurufen: ‚– Du träumst von Licht, von einer mit lieblichsten Wohlgerüchen durchströmten Heimat, du träumst von dem ewigen Besitz des Schöpfers all dieser Wunderwerke, du wahnst eines Tages den Nebeln, die dich umfängen, zu entrinnen! Nur zu, nur zu, freu dich über den Tod, der dir geben wird nicht, was du erhoffst, sondern eine noch tiefere Nacht, die Nacht des Nichts.‘ (...)

Meine Vielgeliebte Mutter, vielleicht scheine ich Ihnen meine Prüfung zu übertreiben; in der Tat, wenn Sie nach den Gefühlen urteilen, die ich in den kleinen heuer verfaßten Gedichten ausdrücke, so muß ich Ihnen als eine mit Tröstungen erfüllte Seele vorkommen, für die der Schleier des Glaubens beinahe schon zerriß, und dennoch ... es ist kein Schleier mehr für mich, es ist eine bis zum Himmel ragende Mauer, die das gestirnte Firmament verdeckt ... Wenn ich das Glück des Himmels, den ewigen Besitz Gottes besinge, so empfinde ich dabei keinerlei Freude, denn ich besinge einfach, was *ICH GLAUBEN WILL*. Manchmal freilich erhellt ein ganz kleiner Sonnenstrahl meine Finsternis, dann hört die Prüfung für *einen Augenblick* auf, aber nachträglich läßt die Erinnerung an diesen Lichtstrahl, statt mir Freude zu bereiten, meine Finsternis nur noch dichter werden.“¹

¹ Vgl. Therese von Lisieux, *Selbstbiographische Schriften. Authentischer Text*. Geleitwort von H.U. von Balthasar. Einsiedeln 2001 (1958), 219–223; im Folgenden beziehen sich Seitenangaben auf diese Ausgabe.

Meditation über die Liebe Gottes

Therese von Lisieux ist eine der populärsten und zugleich umstrittensten Heiligen des 20. Jahrhunderts. Der tiefen Verehrung und verbreiteten Befolgung ihres „Kleinen Weges“ steht die Kritik an ihrem kindlich-naiven, oft in süßlicher Sprache beschriebenen Glauben gegenüber. Der hier zu betrachtende Text erinnert daran, wie tief dieser Glaube geprüft worden ist. Und er birgt eine Wegweisung für die heutige Kirche im Umgang mit den „Ungläubigen“.

1873 als Marie-Françoise-Thérèse Martin in Alençon geboren, tritt sie bereits mit fünfzehn Jahren in den Karmel von Lisieux ein und erhält den Ordensnamen Schwester Therese vom Kinde Jesu, den sie 1889 mit dem Zusatz „vom Heiligen Antlitz“ ergänzt. Sie stirbt am 30. September 1897 an Lungentuberkulose. 24 Jahre lebte sie zwischen erst familiärer, dann klösterlicher Geborgenheit und existentiellen Erfahrungen von Verlassenheit und Einsamkeit, zwischen ungestüm-kindlichem Glaubensenthusiasmus und einer langen geistlichen wie körperlichen Leidenszeit. Wir wissen darüber aus ihren autobiographischen Schriften, die, überarbeitet von ihrer Schwester, Mutter Agnès de Jésus, schon bald nach ihrem Tod als „Geschichte einer Seele“ enorme Verbreitung gefunden haben. Nachdem erst 1956 die authentischen Worte Thereses „aus einem wahren Grab von Schminke gehoben“ (Hans Urs von Balthasar im Geleitwort) wurden, lassen sie die Tiefe ihrer Erfahrungen neu erahnen. Trotz aller zeitgebundenen Blumigkeit der Sprache und der auf den ersten Blick naiven Ausdrucksform öffnen die Texte den Blick für das intensive Reifen eines christlichen Lebens und in Glaubenseinsichten, von denen die ganze Kirche lernen kann. Nachdem Therese bereits 1923 selig- und zwei Jahre später heiliggesprochen wurde, erhob sie Papst Johannes Paul II. 1997 zur Kirchenlehrerin.

Der hier vorgestellte Text findet sich im sogenannten Manuskript C. Durch ihre Krankheit bereits stark geschwächt, wurde Therese im Juni 1897 von ihrer Oberin, Mutter Marie de Gonzague, beauftragt, ihr Leben im Karmel aufzuzeichnen. Das sich nähernde Lebensende vor Augen und inmitten der andauernden geistlichen Trockenheit führt Therese diese Anordnung etwa einen Monat lang gehorsam aus. Die versagenden Kräfte beenden ihr Schreiben keine drei Monate vor ihrem Tod.

Das Manuskript C ist eine große Meditation über die Liebe Gottes und Thereses Antwort darauf. Inhaltlich heben sich als Pole heraus: die hier abgedruckte Beschreibung ihrer „Seelenfinsternis“ und die große „Gottesrede“ am Ende ihrer Aufzeichnungen (vgl. 269–275). Dort spricht sie – über ihre eigene Kühnheit staunend – mit den Worten Jesu selbst. Sein Abschiedsgebet (Joh 17) wird zu ihrem eigenen. So treffen sich hier die beiden Linien, die ihr Leben bestimmten: Die Liebe Gottes in Jesus, über die hinaus Therese nichts Größeres denken

konnte, und die im besten Sinn kindliche Liebe Thereses zu Gott: so einfach wie kühn, ebenso empfangend wie fordernd.

Verbrüderung mit den Ungläubigen

Ihre Glaubensanfechtungen beschreibt Therese in einer eigentümlichen Mischung aus Mitteilung und Verschweigen. Wie viel Ungesagtes liegt in den drei Pünktchen, wenn sie schreibt: Diese Prüfung „sollte erst zu der vom Lieben Gott bestimmten Stunde erlöschen und ... diese Stunde ist noch nicht gekommen ...“ Ihre Aufzeichnungen sind zugleich gekennzeichnet durch den fast fließenden Übergang von Mitteilung zu Gebet, aus dem sie wie durch einen Ruck zur Anrede ihrer „vielgeliebten Mutter“ zurückkehrt.

Der ausgewählte Text beschreibt zu Anfang den abrupten Wechsel ihrer Glaubenserfahrung an Ostern 1896. In der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag offenbart sich der Fortschritt ihrer Lungentuberkulose durch heftigen Bluthusten. Therese begrüßt ihn als Vorboten ihres Todes und der Erfüllung ihrer Hoffnung, bald den „Himmel“ zu schauen, der für sie der Inbegriff der ersehnten Herrlichkeit und Nähe zu ihrem geliebten Jesus bedeutet. Doch statt des Eintritts in das Ewige Leben stürzt ihre Seele in „dichteste Finsternisse“, ein Bild, das sie immer wieder verwendet, ergänzt um weitere Bildworte vom dunklen Tunnel, dichten Nebel und von der himmelhohen Mauer, die alle den Blick auf den Himmel verstellen. Diese Krise lässt sie jene Nichtglaubenden verstehen, denen sie bislang nur Starrsinn wider besseres Wissen unterstellte. Nun aber ist ihr selbst der Himmel vermauert, und sie fühlt sich als eine von ihnen. Therese versteht weniger intellektuell als praktisch. Sie setzt sich mit ihnen an denselben Tisch. Sie betet nicht nur für ihre „Brüder“, sondern bittet *als eine von ihnen* um Gottes Erbarmen. Ja, sie bietet sich ihrem Herrn an, stellvertretend als einzige an diesem Tisch zu bleiben und zu büßen und so die Ungläubigen zu retten.

Zu erinnern ist hier an den Grundzug von Thereses Spiritualität: Ihr Lieben ist ein Liebenlassen Jesu durch sie hindurch. Ihre eigene Ver-Nichtung dient dazu, Gottes Liebe nichts Kreatürlich-Endliches mehr entgegensetzen, damit diese ungehindert durchscheinen kann. In dieser Logik kann Therese ihre Glaubensfinsternis annehmen als von Gott selbst gewirkt. In dieser Überzeugung liegt für sie aber nichts Passives. Vielmehr weiß sie sich eingefordert zu ihrem je neuen Ja zu Gottes Willen. Ihre Liebe möchte fruchtbar werden in einer oft größenwahnsinnig anmutenden Dimension. So wollte sie Priester sein, Apostel, Missionar und Märtyrer, bevor sie ihre Berufung erkannte, „im Herzen der Kirche die Liebe zu sein“. Sie weiß um die Torheit ihrer Wünsche und erneuert sie zugleich, indem sie sich als kleines Kind sieht, das in seinem Vollvertrauen auf Jesus alles kühn erbitten darf (vgl. 197–203).

Dieses Größere der Liebe bildet den Schlüssel zum Verständnis ihrer „Verbrüderung“ mit den Ungläubigen. Als ihr der Glaube genommen wird und auch die Hoffnung sich verfinstert, da die inneren Stimmen ihr zuraunen, der Tod werde ihr nicht den Himmel, sondern die „Nacht des Nichts“ bringen, bleibt ihr die Liebe als Rettungsanker. Eine Liebe, die nicht rechnet. Spontan werden ihr die neu verstandenen Ungläubigen zu Geschwistern. Und ihre Aufopferung ist ein Akt, der eben nicht ihr selbst, sondern ihnen Gnade bringen soll. Thereses Liebe hält das Paradoxon zusammen, in dem sie einerseits nicht mehr glauben kann und zugleich radikal wie nie auf ihren Herrn vertraut. Sie fühlt sich in der „Verbannung“ (270), in der sie nicht mehr Tröstungen und Erfahrungen, sondern allein das treue Aushalten und das Band der Liebe mit Gott verbinden. Dies erinnert an die Karsamstagstheologie und das Bild vom Höllenabstieg Christi. Dort geht der Gekreuzigte bis zu den verlorenen Seelen, um sie aus ihrem Kerker zu befreien. In Christus umarmt die Liebe Gottes alle.

Der Glaube macht sich weit

Mit diesem uralten Bild spannt sich der Bogen zum Heute. Zwar stehen sich heute nicht mehr jansenistisch geprägter Volkskatholizismus und aggressiver Antiklerikalismus unversöhnlich gegenüber. In einer weitgehend materialistischen westlichen Welt verwischen die Grenzen immer mehr: Bekennende Christen gehen selten in Fundamentalopposition zu ihrer säkularisierten Umwelt, während Ungetauften wie Kirchenfernen Inhalte und Schicksal des Christentums meistens gleichgültig sind. Hinzukommt die wachsende Zahl von Mitbürgern anderer Religionen, vor allem des Islam mit seiner verwirrenden Mischung aus Frömmigkeit und Politik. Thereses Formulierung vom „besudelten Tisch der Ungläubigen“ kann heute so nicht mehr übernommen werden. Dennoch erweisen sich die in der bisherigen Meditation erhobenen Grundhaltungen Thereses als richtungsweisend für Christen, die heute sowohl um ihren eigenen Glauben ringen als auch Wege suchen, die Frohe Botschaft weiterzusagen. Die Karsamstags-Ikone bietet dafür gleichsam das Bühnenbild.

Thereses Glaubensfinsternis während ihrer letzten achtzehn Lebensmonate führt sie in die Nachfolge des am Kreuz nach Gott schreienden Jesus und macht sie zu einer Weggefährtin vieler ernsthaft Suchender, die heute in einer schmerzhaften „Glaubensaszese“ (Friedrich Wulff) leben, da ihnen die Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten früherer Zeiten genommen sind. Die Kirchenlehrerin weist uns auf die Kraft der Liebe hin, die auch über den Abgrund der Nichterfahrung die rettende Beziehung zu Gott erhält.

Thereses Liebe zu Gott und zu den Menschen wollte tätig und fruchtbar werden. Mit großer Kreativität hat sie noch das kleinste Alltagsmoment im Licht

dieser Liebe gedeutet und entsprechend zu leben versucht. Wie Christus am Kar Samstag hinabstieg zu den verlorenen Seelen, so steht Therese inmitten ihrer Glaubenskrisen an der Seite jener Menschen, die ebenfalls nicht glauben können. Ob sie sich nun geistlich für sie aufopfert oder ganz konkret noch ihren letzten Kommunionempfang einem ausgetretenen Priester und Gegenkirchengründer weiht: Immer soll durch sie hindurch Gottes Liebe selbst zu den Menschen kommen und dort Heil schaffen.

Bei allem Leiden am Unglauben ihrer Zeitgenossen findet sich bei Therese nirgends ein vereinnahmendes Bekehrungsverlangen. In ihrem Abstieg zu den Ungläubigen versteht sie sich nicht als Retterin oder Missionarin. Vielmehr sieht sie sich als Schwester ihrer neuen Brüder. Durch das Hinhalten ihrer Existenz soll Gott selbst handeln.

Tomás Halík hat die These formuliert, dass der Glaube den Unglauben nur überwältigen kann, indem er ihn umarmt.² Ohne es zu benennen, greift er damit das Kar Samstagsbild neu auf: In seinem Sohn geht Gott auch noch den dunkelsten Weg zu den Entferntesten und eröffnet ihnen mit den am Kreuz ausgebreiteten Armen der Liebe neue Gemeinschaft. Das heißt für heute: Menschen, die nicht glauben können, werden nicht in ein Glaubenssystem hinein- oder zurückgeholt, sondern der Glaube macht sich weit. Er öffnet sich für den Reichtum jener Fragen, Zweifel und Dunkelheiten, die den Nichtglaubenden prägen. Glaube gerinnt nicht vorschnell zu Antworten, sondern hält vielmehr die Fragen offen, ja lässt sich selbst in seinen eigenen „Sicherheiten“ kreativ anfragen. Er forscht auch noch in den entlegensten Äußerungen menschlichen Zweifels nach dem Wirken des Geistes. So zeigt sich, wie nah der ins Geheimnis glaubende und der ohne Glauben ringende und suchende Mensch verwandt sind. Therese von Lisieux war in diesem Sinn eine Grenzgängerin. Uns Heutigen, die wir wie der Mann im Evangelium so oft rufen: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“, kann sie darin zur Lehrerin werden.

2 Vgl. T. Halík, *Geduld mit Gott*. Freiburg 2010, 59.